Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Neue historische Schriften.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. 1. Theil. Bis zum Frieden von Basel (1795). — Leipzig, Weidmann. —

Unter der fast unübersehbaren Reihe neuer Schriften, die wir seit geraumer Zeit anzuzeigen Gelegenheit hatten, ist dieses Buch die bedeutendste. Es vereinigt den seltenen Vorzug, ein unmittelbares und eindringendes Interesse für das ganze Volk zu haben, mit der ausgeprägtesten wissenschaftlichen Strenge. Indem wir in die Verwicklungen der preußischen Diplomatie am Ende des vorigen Jahrhunderts einen Blick thun, glauben wir uns in der unmittelbarsten Gegenwart zu befinden. Die rechtlichen Zustände, die politischen Fragen, die Charaktere, die leitenden politischen Maximen, das alles erinnert uns so lebhaft an die Ereignisse, die uns gegenwärtig mit einem fieberhaften Wechsel von Sorge und Hoffnung ergreifen, daß es uns mitunter so scheinen würde, als hätten dem Verfasser bestimmte Seiten der Gegenwart vorgeschwebt, wenn nicht urkundlich jede einzelne Wendung erhärtet wäre. So unheimlich der Eindruck ist, den die Geschichte dieses Zeitraums 1787—95 auf uns macht, so charakteristisch ist sie für unsere gesammte deutsche Entwicklung, so deutlich sind die Aussichten, die sie uns in unsere Zukunft eröffnet. Die Wahl des Stoffes war also eine sehr glückliche und der Verfasser hat seine Aufgabe auf eine würdige Weise gelöst.

Zunächst ist die wissenschaftliche Strenge zu loben, mit der er in einer schon öfters behandelten Periode sich von den hergebrachten Ueberlieferungen freigemacht hat. Er hat das Glück gehabt, eine große Zahl wichtiger, unbenutzter historischer Documente zur Disposition zu haben, namentlich über die Gestaltung des Fürstenbundes, über den Reichenbacher Congreß, über die diplomatischen Versuche während des französischen Krieges und über die polnischen Angelegenheiten von 1793—95. Diese Actenstücke geben nicht nur den bekannten Ereignissen eine bestimmte Farbe und Physiognomie, sondern sie werfen auch auf die Motive derselben ein neues und überraschendes Licht. Die Methode des Verfassers bei der Benutzung der-

selben ist sehr verständig und zweckmäßig. Er hat ein gutes Auge dafür gehabt, die charakteristischen und bedeutenden Momente herauszufinden und leitet uns beständig an der festen Hand historischer Urkunden, ohne uns durch das Uebermaß derselben zu erdrücken. Er hat vor andern Geschichtschreibern den großen Vorzug, daß seine Phantasie, ohne nüchtern und unproductiv zu sein, sich doch von jenen vorschnellen Einfällen freihält, die aus einigen kleinen Fingerzeigen augenblicklich ein ganzes Luftschloß zusammensetzen. So ist namentlich bei seinem Referat über die Kriegsgeschichte die liebenswürdige Schüchternheit nicht genug anzuerkennen, mit der er trotz der vortrefflichen Quellen, die ihm vorlagen, das Gefühl unvollkommener Vorkenntnisse zugesteht, und die ängstliche Sorgfalt, mit der er in der Auswahl des Gegebenen zu Werke geht, um nur nicht zu erzählen, was ihm selbst nicht klar und deutlich geworden ist und was er nicht mit den strengsten Gründen belegen kann. So haben wir, was bei einem historischen Werke immer die Hauptsache ist, das bestimmte Gefühl vollkommener Sicherheit, und je klarer der Blick ist, den der Verfasser uns in den Umfang seiner eignen Kenntniß eröffnet, je zuverlässiger erscheint er in dem, was er wirklich gibt.

Was die Kunstform betrifft, so würden wir sie nicht so vollkommen anerkennen. Zwar ist die Haltung überall edel und vornehm, wie es dem wahren Geschichtschreiber geziemt und dabei doch einfach und natürlich, ohne allen Prunk und alle Rhetorik, aber es fehlt ihr jene sinnliche Spürkraft, jene feste plastische Hand, die uns die Vergangenheit als lebendige Gegenwart vorzaubert. Zum Theil liegt das an der Beschaffenheit der Phantasie des Verfassers, die mehr die Kritik und die Reflexion als die epische Darstellung begünstigt, zum Theil aber auch an seiner Schule. Die unendlichen Verdienste, welche sich Schlosser und Gervinus um die deutsche Geschichtschreibung erworben haben, werden gewiß niemals vergessen werden; sie haben durch die Stärke ihrer Gesinnung, durch die feste subjective Sittlichkeit, die sie den Ereignissen entgegenbrachten, die Routine der Erzählung aufgehoben und die Welt der Thatsachen so durcheinandergeschüttelt, daß man sich denselben gegenüber wieder frei fühlte; aber es wäre doch zu wünschen, daß die deutsche Geschichtschreibung jetzt über diesen reflectirenden Standpunkt wieder hinausginge. Die Spuren dieser Schule finden sich im gegenwärtigen Buche freilich mehr in der Einleitung, die sich über ein Drittel des Buchs ausdehnt, als in dem ausführlich referirenden Theil, aber in dem ersteren sind sie auch sehr stark. Man könnte diese Methode so ausdrücken, daß der Geschichtschreiber seine Kunst der Darstellung nicht in die Gegenstände vertieft, so daß sie sich von selbst auf die angemessene Weise gruppiren und die richtigen Perspectiven eröffnen, sondern daß er als erklärender Führer den Leser orientirt, ihn auf die merkwürdigen Dinge aufmerksam macht, und ihn auf diese Weise, indem er ihn aufklärt, zugleich einigermaßen verwirrt. Der Einfluß bedeutender Männer ist in dieser Beziehung natürlich sehr groß. In dem Parallelismus zwischen Oestreich

und Preußen und ähnlichem, denn die Form des Parallelismus wird wieder nach allen Seiten hin angewandt, glaubten wir nicht selten Gervinus zu hören. Es ist das zwar eine Form, die in hohem Grade anregt und interessirt, aber es ist doch nicht die befriedigende Form eines historischen Kunstwerkes.

Desto ehrenwerther und erfreulicher ist dagegen die sittlich-politische Gesinnung, wenn man diesen nicht ganz genauen Ausdruck gelten lassen will, denn wir wollen damit nicht blos das unbestimmte Gefühl bezeichnen, sondern auch das einsichtsvolle und gewissenhafte Urtheil über die Thatsachen. Diese Gesinnung war uns um so erfreulicher, da wir offen gestanden bei unsern kleindeutschen Verbündeten in der gerechten Erbitterung über die schmählichen Wendungen der neuern Politik eine Gereiztheit und Verstimmung vorausgesetzt haben, die sich auch in der Färbung der Thatsachen verrathen müßte. Davon ist aber hier nicht die Rede. Nicht blos wo der Verfasser sich sammelt und mit Bewußtsein urtheilt, wo er also das Gefühl durch das Raisonnement überwindet, sondern auch, wo er unbefangen schildert und erzählt, wo sich also seine Gefühlsstimmung deutlich offenbaren müßte, haben wir keine einzige Stelle gefunden, die ein leidenschaftlich befangenes Gemüth verriethe, keine Stelle, die einen enthusiastischen Preußen verletzen könnte, und wir haben in dieser Beziehung eine ziemlich scharfe Empfindlichkeit. Der Verfasser sagt die Wahrheit, er sagt die volle, ganze Wahrheit, und er spricht sie in den schärfsten Formen aus, aber man hat immer dabei das Gefühl, daß er mit seinen Illusionen nicht auch seine Ueberzeugungen aufgegeben hat, daß er nicht blos gerecht ist gegen die Menschen und gegen die einzelnen Ereignisse, sondern auch gerecht gegen die Ideen und Hoffnungen. Gerechtigkeit gegen die Ideen ist in aufgeregten oder verkümmerten Zeiten eine schwere Aufgabe, und nach der Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus, die eine ganz andere Ideenreihe anzubahnen schien, als diejenige, die uns so lange werth geworden war, haben wir gegründete Bedenken gehegt, ob diese Gerechtigkeit noch überall dem Sturm der Leidenschaft Widerstand geleistet hätte. Aber das vorliegende Buch wird von dem Publicum aller Parteien, natürlich der Partei der Kreuzzeitung ausgenommen, als ein wahrhaftes und gerechtes aufgefaßt werden, und es kann doch gewissermaßen unserer eignen Partei als ausgeführtes und motivirtes Programm dienen. Und das ist der schönste Beruf eines Geschichtwerks. Es soll ohne Vorurtheil und ohne vorgefaßte Meinungen geschrieben sein, denn sonst würde es bei denen, die andere Voraussetzungen haben, keinen Eindruck machen: aber es soll zugleich von festen Principen getragen werden und den Leser zu einem bestimmten Ziel der Ueberzeugung führen.

Werfen wir noch einen Blick auf den Inhalt.

Das Buch umfaßt zwar die gesammte deutsche Geschichte in der vorliegenden Periode, aber es concentrirt sich vorzugsweise auf Preußen, und ganz mit Recht, da Preußen, handelnd oder leidend, ehrenvoll oder unwürdig, in dieser Periode

die Hauptrolle spielte, wie es in jeder Periode der Fall sein wird, in welcher eine Bewegung von Osten oder von Westen nach Deutschland zu stattfindet.

Der preußische Staat war gewissermaßen ein Heerlager, welches zuerst durch eine Reihe verständiger und ordnungsliebender Fürsten inmitten der deutschen Kleinstädterei aufgestellt und dann durch Friedrich den Großen zu einer welthistorischen Bedeutung erhoben war. Es ist ein Staat, der allen sonstigen historischen Voraussetzungen widerspricht, und dessen Entwicklung daher fortwährend alle Welt in Verwirrung setzt, ein durchaus gemachter Staat, denn er hatte keine natürliche, nationale Basis, keine unerschöpflichen Hilfsquellen, er war der absolute Widerspruch gegen die Voraussetzungen der deutschen Geschichte; und doch war es ihm gelungen, aus dem Heerlager ein nationales Bewußtsein über das ganze Volk zu verbreiten und von da aus wohlthätig auf Deutschland zurückzuwirken. Die Tüchtigkeit der Vorgänger Friedrichs sowie die Mäßigung seiner spätern Periode haben es möglich gemacht, daß das gewaltige, unerhörte Aufgebot aller Kräfte dieselben nicht verzehrt hatte, daß auch beim Stocken der Bewegung immer ein solider Kern übrig blieb, der eine zukünftige Entwicklung versprach. Preußen ist nicht so schnell zu Grunde gegangen wie andere Kriegerstaaten, sobald die mächtige Persönlichkeit, die sie hervorgerufen, vom Schauplatz abgetreten war. Eben daraus zeigt sich auch, daß unsere Könige nur das ins Leben gerufen haben, was durch die Natur der Dinge zum Leben bestimmt war, daß der preußische Geist, um uns so auszudrücken, für Deutschland nothwendig und daß er unter den gegebenen Umständen möglich war.

Aber auf der andern Seite schwebt Preußen immer in der größten Gefahr. Es hatte durch den siebenjährigen Krieg eine Stellung in der Weltgeschichte erworben, die über seine natürlichen Kräfte hinausging, es mußte sich also versucht fühlen, immer in einer höhern und umfassendern Weise seine Kräfte in Anwendung zu bringen, als es sonst zu geschehen pflegt. Da nun aber bei jedem ernsten Conflicte nichts weniger als die Existenz des Staates auf dem Spiel stand, so konnte eine solche Rolle nur unternommen werden, wenn Preußen einen sehr starken gesteigerten Glauben an seine Bestimmung in sich trug. Was man den preußischen Dünkel nennt und was auch in der Form zu sehr unerfreulichen Erscheinungen führt, hat in der Bestimmung des preußischen Staates seine vollkommene Begründung und Berechtigung. Nun muß aber diese Bestimmung nach zwei Seiten hin ausgeübt werden. Einerseits muß Preußen überall mit dem Schwert bei der Hand sein: es ist ein Kriegerstaat, es ist ein unfertiger Staat und es hat nur die Wahl, sich durch fortgesetzte Eroberungen zu einem fertigen zu machen oder unterzugehen. Auf der andern Seite aber ist seine Lage für die Vertheidigung viel ungünstiger und schwächer, als die irgend eines andern Staates. Alle seine Grenzen sind ausgesetzt, alle seine Nachbarn sind seine natürlichen Feinde; denn sie müssen fürchten, von ihm einst verschlungen zu werden. Es kann also

nicht mit dem Vollgefühl jener ruhigen Würde auftreten, die allein das Bewußtsein einer starken und gesicherten Macht gewährt, und wenn seine Diplomatie sich in allen schwierigen Zeiten zugleich herausfordernd und zaghaft gezeigt hat, so lag das nicht blos in den zufälligen Persönlichkeiten, sondern es lag wenigstens zum Theil in dem Wesen des Staats. Eine große entscheidende Rolle konnte Preußen nur dann spielen, wenn diese beiden Seiten seiner Thätigkeit, die militärische und die diplomatische, in einer Hand ruhten, d. h. wenn der König zugleich ein großer Feldherr und ein großer Staatsmann war. Das ist ein Glück, welches die Geschichte nicht zweimal im Laufe eines Jahrhunderts zu gewähren pflegt und das uns seit Friedrich dem Großen nicht zu Theil geworden ist.

Nun ist es höchst charakteristisch, wie unmittelbar nach dem Tode des Königs seine bisherigen Diener (die Herzberg, die Braunschweig u. s. w.) die Politik in seiner Weise fortzusetzen strebten, zum Theil nicht ohne Geschick, wenn auch mit mehr Routine als Inspiration. Aber auf der andern Seite waren sie nicht blos streng monarchisch, sondern ans Dienen gewöhnt. Als also der Zauber des Erfolges von ihren Unternehmungen zu schwinden begann, bei dem neuen König sich anderweitige Einflüsse geltend machten und nun ein Conflict der Ideen und Bestrebungen eintrat, da wußten sie weder ihren Willen geltend zu machen, noch, wie es in einem echt monarchischen Staat der Fall ist, sich zurückzuziehen. Sie waren daran gewöhnt, blind zu gehorchen, warum sollten sie nicht auch dem neuen Willen dienen, wenn auch ihre bisherige Routine ihnen sagte, daß es ein unrichtig geleiteter war? So kam denn in die Leitung der Geschäfte eine Unsicherheit, ein halbes Wollen, ein Hemmen des einen durch den andern, daß an eine einheitliche Verfolgung eines Zieles nicht zu denken war.

Dies hat nun der Verfasser sehr schön auseinandergesetzt. Er hat von König Friedrich Wilhelm II., einem wohlgesinnten und geistvollen Mann, der wohl fähig war, eine glückliche Idee zu erfassen, dem aber die erste Regententugend fehlte, die einzige, die den Erfolg verbürgt, nämlich die Beharrlichkeit in den Vorsätzen und die Klarheit in den Entschlüssen, ein anziehendes und lehrreiches Bild entworfen. Jetzt wurde Preußen ein Spielball der Diplomatie, es schwankte rathlos hin und her, und sobald die feste und sichere Hand fehlte, welche alle diplomatischen Bewegungen auf einen bestimmten Zweck hinführte, wurden seine Diplomaten die schlechtesten der ganzen Welt; denn ihnen fehlte die Tradition und der feste Inhalt eines mächtigen naturwüchsigen Staats, und es fehlte ihnen ebenso der Herrscherwille, der die abenteuerlichen Irrfahrten eines Staats, der sich erst künstlich Bahn brechen will, zu meistern versteht.

So war es in den Jahren 1787—95, so ist es heute wieder. Auch heute ist wieder die preußische Diplomatie der Spott aller Welt geworden, und es ist fast ein Wunder zu nennen, daß Preußen aus allen diesen abenteuerlichen, unklaren und unsichern Velleitäten noch überhaupt seine Existenz gerettet hat. Da nun

jenes Bedingniß einer Politik im größern Stile, die wirkliche Vereinigung aller Staatsfunctionen in einer mächtigen Hand nicht in Aussicht steht, so würden wir in Verlegenheit sein, anzugeben, worauf unsere Hoffnung für Preußen und für Deutschland beruhte, wenn uns nicht das Beispiel von 1812 und 13 einen Fingerzeig gäbe.

Wir haben in einer der vorigen Nummern bemerkt, daß die gegenwärtige Haltung der herrschenden Classe in Preußen, des Adels, uns von der Nothwendigkeit durchgreifenderer Reformen des preußischen Staatslebens überzeugt hat. Wir wollen das näher motiviren. Wir wollten damit keineswegs auf die demokratische Chimäre eines Aufbaues des Staates von unten eingehen, wir halten diese Idee noch ebenso für ein Wort ohne Sinn als 1848. Das sogenannte Volk, d. h. die Sammlung von Handwerkern, Tagelöhnern, Bauern, kleinen Gewürzkrämern u. s. w. hat weder den Beruf, noch die Fähigkeit, einen Staat zu bilden und zu erneuern; es kann ihn unter Umständen stürzen, aber dann erfolgt nur zweierlei: entweder ist die Maschine so gut eingerichtet, daß sie fortgeht, auch wenn der erste beste sich ihrer bemächtigt, wie 1848 und 1852 in Frankreich, oder sie fällt auseinander und wird dem Zufall zur Beute. Die Reform des Staats kann nur von denen ausgehen, die auf der Höhe der Bildung und der Macht stehen, die das Bewußtsein und die Einsicht in das Wesen des Staates lebhafter in sich tragen, als die regierenden Kreise selbst. So war es in dem Decennium von 1807—17, so wird es auch wieder der Fall sein, wenn die Noth so groß sein wird, daß alles, was überhaupt noch Leben hat, sich zu einer gesteigerten Lebensthätigkeit angeregt fühlt. Was aber bereits in jenen Jahren stattfand, wird diesmal noch in höherem Grade der Fall sein. Sowie der Freiherr v. Stein trotz seiner stolzen aristokratischen Gesinnung sich veranlaßt sah, seinen Stand in engere Grenzen einzuengen, um dem erkrankten Staate neue Lebenssäfte zuzuführen, so wird der Staatsmann der Zukunft diese bürgerlichen Reformen in einer ungleich größern Ausdehnung fortsetzen müssen. Denn in dem Adel als einem Stande ist der Geist Friedrich des Großen, der Preußen allein lebensfähig macht, nicht mehr vorhanden. Um einen wirklichen Adel der Gesinnung hervorzurufen, wird man neues Blut in die Adern des Staates flößen müssen, und wenn wir überhaupt auf eine Verjüngung rechnen wollen, so wird es eine vollständige Wiedergeburt sein.

Der preußische Geist ist aus den begünstigten Classen unserer Nation gewichen, er ist aber nicht gestorben. Er haftet nicht mehr blos an den geborenen Preußen, er dehnt sich über ganz Deutschland aus, und auch dafür ist uns das vorliegende Buch ein schlagender und höchst erfreulicher Beweis. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern, von Georg Waitz. Göttingen, Dieterich. 2. Band. —

Die eigenthümliche politische Zerspaltung unseres Vaterlandes macht es sehr begreiflich, daß grade für den gründlichern Geschichtforscher auf dem Felde der Provinzialgeschichte mehr Ausbeute gefunden wird, als in der allgemeinen Politik. Wir besitzen bereits von den meisten Gegenden unseres Vaterlandes vortrefflich geschriebene Monographien, die verbunden mit den immer weiter ausgedehnten Quellen- und Urkundensammlungen dem Geschichtschreiber der Zukunft ein sehr umfangreiches und instructives Material geben werden. Allein schon die Behandlung der Provinzialgeschichte erfordert bei den unzähligen Verzweigungen des rechtlichen und sittlichen Lebens, die mit der größten Behutsamkeit aufgesucht und erhalten werden müssen, wenn nicht aus dem abgelösten Theile des Organismus das Leben entweichen soll, eine tiefe und gelehrte Kenntniß des allgemeinen Rechts- und Staatslebens. Wer diese auf eine so glänzende Weise bewährt hat, wie Herr Waitz in seiner deutschen Rechtsgeschichte, gibt von vornherein die Bürgschaft, daß auch in seiner Sonderarbeit die allgemeinen Gesichtspunkte überall ihre angemessene Stätte finden werden. Das Werk, dem dieser ausgezeichnete Geschichtsforscher gegenwärtig seine Kräfte gewidmet hat, schreitet langsam vorwärts. Der erste Band erschien 1851, die erste Hälfte des 2. Bandes 1852, und da die soeben herausgegebene zweite Hälfte erst bis zum westphälischen Frieden geht, so läßt sich eine immer weitere Ausdehnung des Materials mit ziemlicher Gewißheit voraussehen. Allein dadurch erlangen wir dann auch eine classische Darstellung von der historischen Entwicklung einer Landschaft, in der die Frage, ob überhaupt einmal von einem deutschen Staate die Rede sein wird, zur Entscheidung kommen muß.

Der gewöhnlichen Behauptung, daß die politische Zerspaltung Deutschlands auf der natürlichen Sonderung der deutschen Volksstämme beruht, widerspricht der einfache Blick auf die Karte. Nicht die Volksstämme sind es, die unsere kleinen Staaten hervorgebracht haben, sondern die dynastischen Familien. Auf das bunteste sind unsere Volksstämme durcheinandergeworfen und die natürlichen Grenzen der Länder verwirrt, blos weil sich bei uns kein Staatsleben im höheren Sinne entwickelt, weil die privatrechtlichen Verhältnisse sich an die Stelle der staatlichen drängten. Der Begriff von der Souveränetät der Fürsten, wie er sich in Deutschland herausgestaltet hat, ist von der allersonderbarsten Art. In andern Ländern handelt es sich zwar auch um Erweiterung oder Verminderung des Reichs, aber es fällt doch niemand ein, die nationale Substanz von dem Souverän zu trennen. Bei uns aber hat man die Begriffe von Privatbesitz vollständig auf den Länderbesitz übertragen, man hat die Fürsten als große Besitzer betrachtet und ihre Länder als einen großen Complex von Herrschaften, den man beliebig vertauschen könne, wenn nur der Werth und der Ertrag immer derselbe blieb.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So tief verletzend eine solche Auffassung für das sittliche Gefühl sein muß, so natürlich ergab sie sich aus der unreifen Natur unserer Zustände. Mit Ausnahme von Oestreich und Preußen, die beides doch auch erst werdende Staaten sind, hat man in ganz Deutschland von dem, was eigentlich Staat heißt, noch gar keinen Begriff trotz aller Constitutionen und Ständeversammlungen.

Wenn nun die Herzogthümer Schleswig und Holstein auf der einen Seite durch ihre Verknüpfung mit einer fremden Monarchie in eine noch unsittlichere Lage kamen, als die übrigen deutschen Staaten, so hatten sie wenigstens den Vorzug, daß sie in volksthümlicher Beziehung ein wirkliches Ganze repräsentirten. Die rechtliche Form der Auseinandersetzung gaben freilich auch hier wie überall die Erbverhältnisse der Familie her, allein der Inhalt derselben war ein in der Natur der Sache gegründeter und wird als solcher allen Winkelzügen der Diplomatie widerstehen. Daß man seit dem Jahr 1846 in Bezug auf die Eventualität eines Auslöschens des regierenden Mannesstamms in Dänemark das dynastische Familienrecht in den Vordergrund schob, war ganz in der Ordnung; allein nur durch die innere Nothwendigkeit der Verhältnisse konnte es sich geltend machen. Der vorläufige Austrag der Sache ist nicht nach dem Recht, sondern nach der Convenienz entschieden. Die europäischen Machthaber fanden eine Trennung der dänischen Gesammtmonarchie gegen das Interesse des europäischen Gleichgewichts, d. h. sie fanden es gegen ihr eignes Interesse, daß sich eine deutsche Seemacht bildete, und darum haben sie ganz willkürlich eine neue Erbfolgeordnung festgesetzt. Mittlerweile haben sich aber die Constellationen der höhern Politik geändert, man ist endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Interessen Europas mit den Interessen Rußlands nicht durchaus übereinstimmen, man wird allmälig zu der Einsicht kommen, daß die Aufrechterhaltung der dänischen Gesammtmonarchie einzig und allein im Interesse Rußlands liegt, und so wird denn eine Revision des Londoner Protokolls, wenn Deutschland überhaupt den gegenwärtigen Sturm übersteht, sich als nothwendig herausstellen. Die Landschaft selbst ist trotz der abscheulichen Bedrückungen, denen sie in den letzten Zeiten ausgesetzt war, in ihrer Integrität geblieben; sie hat ihre innere Kraft und ihre Gesinnung bewahrt, und wenn sie auch im gegenwärtigen Augenblick von einem sehr begreiflichen und gerechten Haß gegen den Staat, der sie verrathen hat, erfüllt ist, so wird sie doch immer wieder zu der Ueberzeugung zurückkehren müssen, daß ihre staatliche Zukunft nur in der Verbindung mit diesem Staate liegen kann.

Es sind nun namentlich die großen Ereignisse der Gegenwart, die unsere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt hingewendet haben. Das ganz unerhörte Factum, daß eine kleine Landschaft einen folgenschweren Krieg mit der heldenmüthigsten Ausdauer, mit einer Reihe der edelsten Aufopferungen geführt hat, verrieth eine innere Kraft und eine Lebensfähigkeit dieses Volksstammes, die unmöglich mit

einem Male entstanden sein konnte, zu deren Erkenntniß man auf die Geschichte zurückgehen mußte. So beruht denn der Reiz, der die vorliegende Monographie vor allen ähnlichen auszeichnet, darin, daß sie die Entwicklung eines selbstständigen und kräftigen Lebens darstellt, eines echt deutschen Lebens, das sich zwar vorzugsweise vermittelst der dynastischen Beziehungen entwickelte, das aber die Gesammtheit des Volkes ergriff und sie zu einer einheitlichen Masse verband. Es verdient nun die größte Anerkennung, wie Herr Waitz diesen Gedanken oder vielmehr diese Anschauung in der Uebermasse des juristisch-politischen Details festhält, mit dem er umzugehen genöthigt ist, und wie er es versteht, in der Breite einzelner anscheinend gleichgiltiger Ereignisse und Beziehungen doch ein anschauliches Bild in der Seele des Lesers zu erwecken. Das Studium dieses Werkes ist also nicht nur jedem Freund der Geschichte, sondern auch jedem Freund des Vaterlandes zu empfehlen, der sich in seinen heiligsten Ueberzeugungen klären und befestigen will. Möchte es nun mit dazu beitragen, recht viele so warme und zugleich so aufgeklärte Patrioten zu erwecken, wie es der Verfasser selbst ist, dessen politische Haltung ebenso seinen Geschichtsstudien Ehre macht, wie sie durch dieselben gefördert und vielleicht geweckt worden ist. —

Histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell (1649—1658) par M. Guizot. I. Bruxelles et Leipzig, Kiessling et Comp. —

Bereits in den Jahren 1826 und 27 erschien von Guizot das Werk, welches er in der vorliegenden Schrift fortsetzt: die Geschichte Karls I. von England. Seine politische Thätigkeit hat dann seine historischen Arbeiten unterbrochen, bis er durch seinen Sturz zu denselben wieder zurückgeführt wurde. Im Jahr 1850 schrieb er seine Abhandlung über die Frage: warum die Revolution in England einen so viel glücklichern Erfolg gehabt, als in Frankreich, die nun gleichsam als Einleitung zu der Gesammtgeschichte der englischen Revolution dienen soll. Der gegenwärtige Band geht bis zur Vertreibung des Parlaments durch Cromwell (1651). Die Fortsetzung soll die Revolution bis zu ihrem Schluß, bis zur Erhebung Wilhelms von Holland auf den englischen Thron, führen. Das ganze Werk wird dann aus 4 besonderen Theilen bestehen. Eine Reihe wichtiger bisher ungedruckter historischer Documente sind am Schluß des gegenwärtigen Bandes hinzugefügt, wie denn überhaupt das ganze Werk auf strengem Quellenstudium und auf sorgfältiger Benutzung der neueren Monographien beruht.

Es geht uns mit Guizot dem Historiker wie mit Guizot dem Politiker. Herr Guizot ist unzweifelhaft eine ehrenwerthe, aber keine sehr angenehme Persönlichkeit, er ist ein feiner Kopf, aber kein productiver. Vor den meisten seiner Mitbewerber in der politischen wie in der gelehrten Welt in Frankreich zeichnet er sich durch ein unerschütterliches Gewissen und durch einen strengen Ernst aus. Er

hat in sich keine Ader jener liebenswürdigen französischen Frivolität, die uns mitunter belustigt, wenn wir grade darüber zürnen möchten. Aber in seinen Doctrinen finden wir etwas Französisches. Ein deutscher Doctrinär hat in der Regel etwas Warmes, Schwärmerisches; Guizot, obgleich er fast bis zum Fanatismus hartnäckig in seinen Ueberzeugungen ist, bleibt doch immer kalt und trocken. Eine Politik der Vermittlung, wie er sie in Gemeinschaft mit seiner Schule anstrebte, eine Politik, die allen bestimmt ausgesprochenen Ideen widerstrebt, kann nur durch eins gerechtfertigt werden, durch den Erfolg, und dieser hat gegen ihn gesprochen. Guizots politische Ueberzeugung steht zu seinem Talent nicht im richtigen Verhältniß. Kalt verständig, wie er die Verhältnisse auffaßt, möchte er die Leitung der Politik in die Hände der kalt verständigen Leute, der Diplomaten geben, und doch ist seine Natur nichts weniger als diplomatisch. Er ist durch die Pedanterie seines Wesens allen unbequem geworden, mit denen er in irgend einer Zeit seines Lebens zu thun hatte, am meisten denen, für die er sich aufopferte, und zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fehlte ihm das Geschick, das allein die Vollkraft einer herrschenden Idee ersetzen kann, nämlich die Elasticität, sich schnell in veränderte Thatsachen zu finden.

Dieser Charakter zeigt sich auch in seiner Geschichtschreibung. Bei der religiösen Färbung, die er seinem Werke zu geben sucht, sieht man doch sogleich durch, daß sie mehr aus einem Bedürfniß der Wohlanständigkeit, als aus einem innern Drang des Gemüths hervorgeht, und so ist auch die Art und Weise, wie er einen schlechten Regenten wie Karl I. beschönigt, nicht ein Herzensbedürfniß, sondern eine diplomatische Gewohnheit. Sein Verstand ist fein und gebildet, aber die Schwingen seiner Phantasie sind klein und ärmlich. Das ist nun für eine Zeit, wie die der ersten Revolutionen, nicht sehr günstig. Wir finden die Schilderungen, die Walter Scott von den Independenten gibt, obgleich er sie leidenschaftlich haßte und sie daher sehr ungerecht behandelte, doch im ganzen viel richtiger und treffender, als diese syllogistischen Versuche, sich aus dem Raisonnement des Verstandes einen Charakter zusammenzusetzen. Guizot hat Bildung genug, um die Bedeutung eines Mannes wie Cromwell von Seiten des Verstandes richtig zu würdigen, er hat auch die Einsicht, daß in einer dämonischen Natur sich starke Widersprüche vereinigen müssen, aber er findet in seinem Innern nichts, was ihm den wirklichen Proceß einer solchen Natur veranschaulichen könnte. Man hat ganz richtig bemerkt, daß zu einer Geschichtschreibung im höhern Sinn neben der kritischen auch die poetische Anlage erforderlich wäre, die synthetische neben der analytischen, d. h. die Fähigkeit zu gestalten neben der Fähigkeit zu unterscheiden. Dieser Satz findet vor allem seine Anwendung auf solche Zeiten, die durch eine gewaltige irrationelle Gemüthsrichtung bestimmt waren. Um aber zu gestalten, muß man zunächst die einzelnen Momente der Seele in ihrer vollen Kraft nachempfinden können, und das versteht Guizot nicht. Er steht seinem Helden stets

kritisch gegenüber, er nimmt ihn niemals in sich auf. Carlyle hat in seiner Darstellung Cromwells dies Talent sehr glänzend entwickelt, aber es fehlt seinem Geist jene Ordnung und Folgerichtigkeit, die für ein Geschichtswerk ebenso nothwendig ist, als die Empfängniß. Unter allen uns bekannten Historikern ist Macaulay der einzige, der beide Eigenschaften in gleich hohem Grade besitzt, und wenn er nicht jede Zeit gleich meisterhaft behandelte, so würden wir bei ihm bedauern, daß er sich in der Geschichte der englischen Republik auf eine bloße Skizze beschränkt hat.

Wie dem auch sei, Guizots Werk füllt eine Lücke aus. Vor den englischen Historikern hat er den Vorzug, daß er den Thatsachen frei gegenübersteht, daß er bei dem Urtheil nicht durch jene traditionellen Voraussetzungen bedingt wird, deren sich kein Engländer entschlagen kann. Sein Werk gibt keinen befriedigenden Abschluß, aber es gibt einen reichen Stoff für das Nachdenken und ein mit großem Verstand gesichtetes und geordnetes Material, und wir sehen der Fortsetzung mit nicht geringen Erwartungen entgegen. —

Cromwell par Lamartine. Bruxelles et Leipzig, Kiessling et Comp.

Herr v. Lamartine hat sich auf eine bedenkliche Weise der Vielschreiberei ergeben. Das gegenwärtige Buch ist weiter nichts als eine Versinnlichung des Eindrucks, den das geistvolle und höchst bedeutende Werk von Carlyle auf ihn gemacht hat. Ein anderer begnügt sich in solchen Fällen mit einer Recension, in der er auf die Vorzüge eines solchen Buchs verweist und auf etwaige Ausstellungen aufmerksam macht. Herr v. Lamartine macht ein ganzes Buch daraus. Er besitzt eine rasche und zuweilen glänzende Intuition, einen scharfen Instinct für anziehende und charakteristische Züge, aber seine historischen Vorkenntnisse sind sehr dürftig, selbst für einen Franzosen, und seine Arbeit trägt stets die Spuren zu großer Eilfertigkeit an sich. Seine Rednergabe zeigt sich freilich überall. Wer Carlyle nicht kennt, wird auch an diesem Buch großes Interesse finden, indeß das Gute, was darin steht, ist lediglich aus Carlyle, und Lamartines Zuthaten sind gänzlich werthlos. Er hat die tiefsinnige Analyse, der Carlyle diesen großen Charakter unterzogen hat, ganz oberflächlich aufgefaßt und aus Cromwell wieder einen abstracten Begriff gemacht, während Carlyle grade davor gewarnt hatte, die verschiedenen Zeiten aus dem Leben eines großen Mannes ineinanderzuwirren und ihn wie ein Rechenexempel zu construiren. Cromwell ist grade ein Charakter, wie ihn die spähende Philosophie Carlyles bedarf, unerschöpflich an Widersprüchen und doch von einer gewaltigen Einheit, ein dunkler Grübler und doch ein klarer Mann der That, kalt und verschlagen und doch inspirirt. Für die Franzosen ist so ein Charakter nicht, und für Lamartine, den Franzosen par excellence am wenigsten. —

Der Aufstand in China von seiner Entstehung bis zur Einnahme von Nanking. Aus dem Französischen des Callery und Ivan von Richard Otto. Mit einer topographischen Originalkarte und dem Bildnisse des Thronprätendenten. — Braunschweig, Vieweg und Sohn. —

Wir haben beim Erscheinen des französischen Originals von diesem höchst merkwürdigen Werke, welches uns über das erstaunlichste Ereigniß des 19. Jahrhunderts die besten Aufschlüsse gibt, bereits sehr ausführliche Auszüge gegeben. Wir begnügen uns hier auf dieselben zu verweisen. Wenn auch durch das immer drohendere Unwetter der orientalischen Frage im gegenwärtigen Augenblicke die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums von den Ereignissen des fernsten Ostens einigermaßen abgezogen ist, so wird doch schon der culturhistorische Gesichtspunkt sie bald von neuem dahin wenden. Und so hat das Unternehmen des Uebersetzers eine vollkommene Berechtigung. Eine vollständige Aufklärung jener räthselhaften Ereignisse wird man auch hier nicht erwarten, da die chinesische Bewegung sich selbst ein Räthsel zu sein scheint, aber man gewinnt wenigstens ein lebhaftes und anschauliches Bild. —

Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprocesses in Siebenbürgen, von Friedrich Müller. — Braunschweig, Schwetschke und Sohn. —

Eine sehr fleißige, sorgfältige und gewissenhafte Arbeit, die, wenn auch nur für einen beschränkten Länderkreis, eine werthvolle Grundlage für eine zukünftige allgemeine Geschichte der Hexenprocesse bildet. Der Verfasser hat aus den Acten, soweit es möglich war, ein vollständiges Verzeichniß gegeben, um uns über den Umfang dieses mehre Jahrhunderte umfassenden Wahnsinns eine Vorstellung zu verschaffen und alles, was für die culturhistorischen Zustände charakteristisch sein kann, daraus mitzutheilen. Erfreulich ist eine solche Lectüre nicht, denn es ist vielleicht eine der schwärzesten Seiten der allgemeinen Geschichte, da sie zeigt, wie ein ganzes Zeitalter das natürliche Gefühl, das Gewissen und den Verstand durch einen herrschenden Wahn vollständig untergraben kann; aber sehr lehrreich ist sie, denn wir gewinnen durch sie eine deutlichere Einsicht in das Labyrinth der menschlichen Phantasie, aus dem alle Krankheiten der Menschheit hervorgegangen sind, als durch die beredtesten politischen Geschichten. Mit Recht hat es der Verfasser verschmäht, seinem Stoff durch erregtere Formen nachzuhelfen, er spricht in diesen einfachen und trockenen Formen vernehmlicher zu unserer Einbildungskraft, als die schwungreichste Rhetorik vermöchte. —

Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Eduard Duller, fortgesetzt von Karl Hagen. — Frankfurt a/M. Meidinger Sohn. —

Wir müssen zunächst einen Irrthum berichtigen, den wir in einer früheren An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeige begangen haben. Wir hielten nämlich Hagens deutsche Geschichte seit Rudolf von Habsburg für ein selbstständiges Werk. Wir sehen nun, daß sie nur eine Fortsetzung der Dullerschen sein soll und dazu bestimmt ist, die deutsche Geschichte von dieser Periode an in 3 Bänden, jeden Band zu 5 Lieferungen, zu Ende zu führen. Herr Hagen erklärt in der Anzeige, daß er nur mit einigem Bedenken an dies Unternehmen gegangen sei, daß er es aber wegen der Gesinnungsverwandtschaft mit seinem Vorgänger und weil er sich ohnehin mit jener Zeit beschäftigte, angenommen habe. — Was nun die Bearbeitung von Duller betrifft, so hat er sich in diesem Werke ohne Zweifel mehr zusammengerafft, als in seinen frühern historischen Leistungen. Es ist für das größere Publicum ganz verständig berechnet. Man hat indeß dabei doch nur den Eindruck, daß es nicht ein eigentlicher Historiker ist, der dieses Werk geschrieben hat; er hat das, was er hier erzählt, erst zu diesem Zwecke vorher verarbeitet; es ist nicht sein Eigenthum, mit dem er frei schalten und walten kann. Eduard Duller (1809—1853) gehört zu jenen Literaten, die in Deutschland nicht selten sind und bei denen wir immer mit einem gewissen Gefühl des Bedauerns verweilen. Er ist nicht ohne Talent, nicht ohne Bildung und er besitzt eine große Arbeitsfähigkeit, aber er hat nie die Kraft gehabt, sich zu einem bestimmten Zwecke zu concentriren. Seine Thätigkeit ist die zerstreuteste gewesen, die man sich vorstellen kann. Trauerspiele, Romane, Gedichte, populär-historische Schriften, Journalartikel (Phönix 1834 bis 1838), von den eigentlich handwerksmäßigen Arbeiten gar nicht zu sprechen. Der Umfang seiner Werke geht ins Unglaubliche. Aber obgleich man bei den meisten von ihnen den Eindruck hat, daß er viel gebildeter und ehrenwerther ist, als die gewöhnlichen Sudler, die ähnliches schreiben, so hat er es doch in keinem Fache zu einer vollendeten Leistung gebracht, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen könnte, er hat nichts Nothwendiges geschrieben. — In seinem Privatleben und in seiner unmittelbaren politischen Wirksamkeit zeigt er sich als ehrenwerther und tüchtiger Charakter, und daß man dies auch in der deutschen Geschichte herausieht, ist vielleicht das Beste an dem Buche. —

Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, von Adam Pfaff; in 4 Bänden. 1. und 2. Bd. — Braunschweig, Westermann. —

Das Buch hat einen bei weitem größeren Werth als das vorhergehende. Man fühlt, was bei einem kurzen Handbuch die Hauptsache ist, die Gewohnheit des historischen und rechtswissenschaftlichen Studiums heraus. Auch tritt die Tendenz deutlicher hervor, und das sagen wir keineswegs tadelnd, sondern lobend. Eine deutsche Geschichte in 4 Bänden muß eine bestimmte Tendenz haben, sonst hat sie keinen Sinn, denn an Compendien fehlt es uns keineswegs. Solche Tendenzschriften freilich wie die berühmte Rotteckſche Weltgeschichte sind verwerflich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weil sie nur die Tendenz enthalten, und das historische Material als einen gleichgiltigen Stoff betrachten, diese Tendenz zu versinnlichen. Herr Pfaff dagegen ist mit unserer älteren Geschichte vollkommen vertraut und läßt ihr auch Gerechtigkeit widerfahren. Aber der durchgehende Grundzug seiner Darstellung ist doch eine stille Polemik gegen die Romantiker, die aus dem Mittelalter ein ideales Zerrbild gemacht haben, welches den schädlichsten Einfluß auf unsere eigne politische Gesinnung und Organisation ausgeübt hat. Das lebhafte Interesse des Publicums für das Mittelalter von diesen verworrenen und unklaren Idealbildern abzulenken und es auf den wirklichen nationalen Gehalt desselben hinzuweisen, das reale vaterländische Gefühl aus der schimmernden Hülle der Rittergeschichten herauszuschälen, das ist die Aufgabe gewesen, die sich der Verfasser gesetzt hat und die seinem Buch die Haltung gibt. Der Vortrag ist einfach, würdig und zuweilen von einer wohlthuenden Wärme. Die Localfarbe der Quellen schimmert durch, aber ohne Prätension. Jeder eigentlich gelehrte Anschein ist streng vermieden. Die politische Ueberzeugung, soweit sie sich in diesen ältern Zeiten aussprechen kann, ist die unsrige; sie ist deutsch und antirömisch, aber nicht ghibellinisch in dem abstracten Sinn, wie er in neuerer Zeit bei uns aufgekommen ist. Der 1. Band geht bis auf Konrad I., der 2. bis auf Rudolph von Habsburg. Wir fürchten, daß in den folgenden Bänden der Verfasser mehr als wünschenswerth ist, genöthigt sein wird, seine Darstellung zusammenzudrängen, wenn wir auch ganz von dem wildverworrenen Treiben der Gegenwart absehen, das in einer allgemein deutschen Geschichte kaum eine angemessene Auseinandersetzung erwarten dürfte. Die Zeiten des 14., 15. und 16. Jahrhunderts sind für eine patriotische Darstellung vielleicht die reichhaltigsten und man hätte gern für die früheren Perioden, die doch eigentlich mehr für Forschung als für Darstellung geeignet sind, eine größere Kürze gewünscht, um für die spätern mehr Raum zu gewinnen. — Wir wollen dabei nicht verschweigen, daß ungeachtet des Lobes, das wir ausgesprochen haben, dieses Buch doch noch nicht das leistet, was uns als eine ideale deutsche Geschichte vorschwebt. Freilich konnte ein solches Werk in einem beschränkten Umfang nur ein Mann unternehmen, der in alle Tiefen der Gelehrsamkeit eingedrungen ist und der über seinen Forschungen doch nicht jenes unbefangene künstlerische Talent verloren hat, auf eine einfache und plastische Weise zu erzählen, zwei Eigenschaften, die sich bei unsern Gelehrten sehr selten zusammenfinden. —

Geschichte der Kalifen von Washington Irving. Leipzig, Expedition der Hausbibliothek (Carl Lorck). —

Das an sich nothwendige und berechtigte Moment der Reflexion und des Raisonnements hat in unserer neuern Geschichtschreibung eine so große Ausdehnung gewonnen, daß das ebenso nothwendige Moment der sinnlichen und farbenreichen Darstellung nicht selten dagegen zurücktritt, daß man erst mit vieler

Mühe den Staub abschütteln muß, ehe man zu den eigentlich historischen Gestalten vordringt. Als Ergänzung dieser pragmatischen Methode sind naive Geschichtschreiber wie Washington Irving von unendlichem Werth. In keinem Buch verleugnet Irving den wahren Dichter. Derselbe Zauber der Darstellung, der seine Skizzen zu einem der Lieblingsbücher des englischen Publicums gemacht hat, verbreitet sich auch über seine historischen Werke. Mit dem geringsten Aufwand, ja mit einer seltenen Einfachheit weiß er der Phantasie des Lesers ein vollständig klares Bild zu geben. Seine Kunst besteht darin, in den Quellen diejenigen Seiten aufzufinden, die jenen vorliegend sinnlichen Charakter tragen, und sie dann harmonisch zu verschmelzen. Was die andern Schriftsteller durch Raisonnement zu erreichen suchen, deutet er nur durch die Gruppirung der Thatsachen an. Auf Analyse, auf politische Auseinandersetzungen u. dergl. läßt er sich fast gar nicht ein; er begnügt sich damit zu erzählen, aber er erzählt mit einer Sicherheit und einer Schnellkraft der Phantasie, daß er seines Erfolgs bei jedem Publicum gewiß ist. — Der gegenwärtige Band, der eine Fortsetzung vom „Leben Mahomeds" ist, umfaßt die eigentlich emporstrebende Zeit des Kalifenthums; er schließt mit den Vorbereitungen zum Einfall in Spanien. —

Deutsche Geschichtsbibliothek oder Darstellungen aus der Weltgeschichte für Leser aller Stände. Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrten herausgegeben von O. Klopp. 1. Band. Hannover, Rümpler. —

Der Zweck, den sich der Herausgeber dieser Sammlung gestellt hat, stimmt ungefähr mit der Richtung Washington Irvings überein. Er geht darauf aus, einfach zu erzählen, den Stoff abgelöst von der damit verbundenen Reflexion so einfach als möglich zur Anschauung zu bringen. Der Erfolg kann freilich bei der großen Reihe kleiner Artikel nicht überall der gleiche sein, aber wenigstens ist die Methode überall festgehalten und das Meiste ist als gelungen zu bezeichnen. Der größere Theil der Skizzen dieses 1. Bandes bezieht sich auf das Mittelalter. So namentlich die Geschichte des ersten Kreuzzuges, die sich durch alle sechs Hefte hindurchzieht und noch eine weitere Fortsetzung in Aussicht stellt; ferner einzelne Sittenschilderungen: der europäische Sklavenhandel des Mittelalters, der Donnerstag (ein mythologisches Fragment), die Victualienbrüder, die Gottesurtheile, Züge aus dem bürgerlichen Leben des Mittelalters u. s. w. Aber einzelne Aufsätze gehen auch auf die neue Zeit ein, z. B. die Türken vor Wien 1683, ein Besuch Peter des Großen beim König Friedrich Wilhelm I., Wallensteins Tod zu Eger u. s. w. Diese bunte Reichhaltigkeit des Materials ist dem Zweck eines unterhaltenden Lesebuchs durchaus entsprechend und der Anklang, den das Unternehmen bis jetzt gefunden hat, scheint auch zu beweisen, daß der Verfasser seine Aufgabe richtig verstanden hat. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geschichte Kaiser Karl V. von Ludwig Storch. Leipzig, Expedition der Hausbibliothek (Carl Lorck). —

Der Band ist mit dem schönen Porträt Karls V. von Tizian verziert, welches auch recht gut gestochen ist. Uebrigens befindet sich von diesem Kaiser in der königlichen Galerie zu Berlin ein Porträt von Amberger, welches ihn in jungen Jahren darstellt und welches uns noch feiner, bedeutender und charakteristischer zu sein scheint; es ist eins der anziehensten Bildnisse dieser Galerie. — Was die Geschichte selbst betrifft, so hat der Verfasser, was nach den bisherigen Bearbeitungen zugänglich war, leidlich gut und zusammenhängend erzählt und somit den Anforderungen der Hausbibliothek entsprochen. Im übrigen haben wir weder in der Auffassung der Thatsachen, noch in der Composition und Charakteristik etwas wesentlich Neues gefunden, woraus man die Nothwendigkeit des Buchs herleiten könnte. Es geht uns damit, wie bei manchen andern Lieferungen der historischen Hausbibliothek oder vielmehr wie bei allen Büchern, die bestellt sind, ohne doch einen bestimmten praktischen Zweck zu haben. Wenn man Begebenheiten aus der neuesten Zeit, die noch nicht behandelt sind und bei denen es zunächst auf eine deutliche Orientirung ankommt, auf diese Weise behandelt, so ist das ganz in der Ordnung; aber bei Stoffen, die man schon anderwärts dargestellt findet, sehen wir den Zweck derselben nicht recht ein. Die historische Hausbibliothek hat eine sehr große Verbreitung gefunden und wir wünschen ihr von Herzen, daß das fortdauern möge, denn sie kann nur dazu beitragen, nützliche Kenntnisse und Anschauungen im größern Publicum zu verbreiten; aber eine etwas größere Auswahl könnte man wol mit Recht verlangen. Wir wissen nicht, inwieweit der auf dem Titel als Redacteur bezeichnete Professor Bülau dabei betheiligt ist, wahrscheinlich nicht in sehr hohem Grade. Das Beste, was die Hausbibliothek bis jetzt geliefert hat, sind die Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, und wir finden dagegen auch nicht das Geringste einzuwenden. Bei einem ausländischen Buch ist der Ruf vorher schon ein fertiger und die Auswahl wird leicht. Man könnte auch ältere Geschichtwerke in die Reihe ziehen und sie etwas zeitgemäß überarbeiten lassen. An geschickten Federn, die so etwas zweckmäßig auszuführen im Stande sind, wird es der weitverbreiteten Lorckschen Buchhandlung nicht fehlen. Ein deutsches Originalwerk, welches wirklich den Grund seines Bestehens in sich selbst hat, wird auch ohne einen solchen äußern Anlaß sich Geltung zu verschaffen wissen. Will aber die Redaction die Originalschriftsteller bevorzugen, so muß sie sich an wirkliche Historiker wenden und durch lebendige Wechselwirkung zweckmäßige Werke hervorzurufen suchen, so daß man sich nicht etwa hinsetzt und einen Gegenstand behandelt, weil seine Behandlung eben wünschenswerth ist. Von den bessern deutschen Historikern ist bis jetzt in der ganzen Hausbibliothek (33 Bände) noch kein einziger vertreten. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der russisch-türkische Krieg in der europäischen Türkei und in Asien in den Jahren 1828 u. 29. Zum bessern Verständniß des gegenwärtigen Kriegs bearbeitet vom Hauptmann Junck. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes in Asien. Kassel, Bertram. —

Der nahe bevorstehende Ausbruch des orientalischen Kriegs wendet mit Recht die Aufmerksamkeit des Publicums wieder auf jene Zeit, die uns sehr wichtige Aufschlüsse über die gegenwärtig zu erwartenden Ereignisse geben muß, wenn auch hoffentlich der Ausgang diesmal ebenso sehr von dem des Jahres 1829 abweichen wird, wie die Sympathien Europas. Dieser Wechsel in den Sympathien ist allerdings sehr merkwürdig, aber man hat unrecht, ihn als eine bloße Curiosität aufzufassen. Er ist vielmehr eine Entwicklung und Ausbildung der allgemeinen politischen Begriffe. Im Jahre 1829 wußten eigentlich in Europa nur zwei Männer, um was es sich handelte, der Kaiser von Rußland und der Fürst Metternich; alle übrigen waren mehr oder minder von lyrischen Reminiscenzen, von classischen Traditionen und von unklaren Gefühlen bestimmt. Es ist also nur gerecht, wenn man im gegenwärtigen Augenblick dem Fürsten Metternich die Anerkennung zu Theil werden läßt, er habe eine gesundere Einsicht in die Lage der Dinge gehabt, als die meisten Liberalen, indem er den russischen Eroberungsplänen Widerstand leistete: woraus man nun allerdings nicht den Schluß ziehen muß, als ob sein übriges für Oestreich wie für Deutschland gleich verderbliches System deshalb irgend entschuldigt werden könne. Nebenbei hat er nicht Energie genug gehabt, auch nur in dieser höchst wichtigen Angelegenheit seiner Ueberzeugung Geltung zu verschaffen. Die russische Diplomatie hat ihn aus dem Felde geschlagen, wenn nicht etwa noch menschlichere Motive mitgewirkt haben. — Auch über die damalige Kriegführung hat man sich sehr falsche Vorstellungen gebildet, weil man alles durch ein trübes, von bestimmten Sympathien eingenommenes Medium ansah. Es ist daher wünschenswerth, daß auch nach dieser Seite hin eine neue Revision der bisherigen historischen Traditionen unternommen werde. — Das gegenwärtige Buch dehnt seine Aufgabe allerdings nicht so weit aus; es hat zunächst nur den Zweck, mit sorgfältiger Benutzung der besten zugänglichen Quellen (Valentini, Moltke, Uschakoff und Fonton) eine gedrängte Uebersicht zu Stande zu bringen. Die militärischen Kenntnisse des Verfassers berechtigten ihn zu einem solchen Unternehmen, und das allgemeine Bedürfniß des Publicums sich eine Vorstellung von dem Kriegsschauplatz zu bilden wird dasselbe unterstützen. — Die hinzugefügte Karte ist vortrefflich. —

Der Orient und Europa. Erinnerungen und Reisebilder von Land und Meer, von Eduard Freiherrn v. Callot. 2 Bände. Leipzig, Kollmann. —

Der Verfasser, ein leidenschaftlicher Philhellene, trat einige Zeit nach dem Ausbruch des türkischen Krieges in die russische Armee, machte einen Theil der

Feldzüge mit und setzte dann seine Reise als Tourist fort. Die Berichte, die er von diesen Reiseeindrücken gibt, haben den Vorzug großer Ausführlichkeit und anschaulicher Darstellung. Sie haben die Form von Tagebüchern, in denen der Verfasser alles Mögliche aufzeichnet, was er sieht, hört, liest, denkt und empfindet. Manches würde also ebenso bequem haben wegbleiben können; indeß bleibt noch genug Interessantes übrig, namentlich da die Stellung des Verfassers als Ingenieur und Geograph im Generalstabe ihm eine Menge von Quellen zugänglich machte, die dem gewöhnlichen Reisenden verschlossen sind. Mit seinen Sympathien sind wir natürlich nicht einverstanden, aber er zeigt uns wenigstens ein lebhaftes und ansprechendes Gemüth, welches keinen Anstand nimmt, auch dem Gegner bis zu einer gewissen Grenze Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Uebrigens würde auch im gegenwärtigen Augenblick seine Politik mit der herrschenden nicht ganz übereinstimmen. Er ist leidenschaftlicher Oestreicher und hält das schwarze Meer und den Balkan für die natürlichen Grenzen seines Staats. Das werden ihm nun zwar die Türken nicht einräumen, aber auch die Russen werden sehr erhebliche Einwendungen dagegen zu machen haben. Wenn Oestreich diese Voraussetzung noch festhält und die Opfer, die ein derartiger großer Plan nothwendig voraussetzt zu bringen bereit ist, so wird es auch in der gegenwärtigen Politik eine Stellung gewinnen, die seinen Interessen wie der guten Sache selbst nur förderlich sein kann. Denn ein Bund mit den Westmächten kann ihm wenigstens unter gewissen Eventualitäten verschaffen, was es erstrebt, niemals aber ein Bund mit Rußland. —

Hessisches Jahrbuch für 1854. Mit Beiträgen von Bernhardi, Borkenbusch, Grimm, König, Lyncker, Landau, Mittler, L. v. Plönnies, Schmitt, J. v. Rodenberg u. a. Cassel, Bertram. —

Das Buch gehört nur uneigentlich in diese Reihe, denn es enthält auch mehre belletristische Beiträge z. B. ein Lustspiel von H. Grimm, lyrische Gedichte u. dgl. Wir ziehen es aber dennoch hierher, weil der Hauptbestandtheil historischer Natur ist. Es sind nämlich eine ziemliche Zahl kleiner Monographien über merkwürdige geschichtliche Perioden, über berühmte Männer, über geographische Verhältnisse und Sitten des Hessenlandes, die letztern zum Theil nach Volkssprüchen und Sagen dargestellt, zum großen Theil vortrefflich ausgewählt und mit Sorgfalt behandelt. Der streng festgehaltene Localcharakter gibt dem Jahrbuche einen besondern Reiz. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG